

Die zarte Poesie der Mondmission von Apollo 11

Der Tessiner Schriftsteller Matteo Terzaghi erzählt Kürzestgeschichten. Darin leuchtet die grosse weite Welt auf

PAUL JANDL

Manchmal muss die Literatur noch einmal ganz von vorne beginnen. Dann sitzt sie in der Schule des Schauens und über der Grammatik der Wörter. Nichts ist klar, und die Dinge können Trugbilder der Phantasie sein, Wahrheit oder Täuschung. Matteo Terzaghi, der italienischsprachige Schweizer Schriftsteller, arbeitet in diesen Zonen der Unklarheit. Mit seinem schmalen Werk schreibt er gegen die Selbstgewissheit der dicken Bücher an, und je mehr Bücher von ihm erscheinen, umso lauter ist ihr Ruf nach Kürze.

«Die Erde und ihr Trabant» ist wie eine Schulfibel. Es sind kurze Texte. Inventare einer Welt, die wir uns erst erobern. Sie heissen schlicht «Regen», «Das Konzert», «Das Naturkundezimmer», «Mein Sonntag», «Die Tasse», «Krankheit» oder «Gesundheit». Aber das Einfache ist hier das Komplizierte und ein Staubkorn so gross wie das All. Alles zerfällt und setzt sich neu zusammen in Matteo Terzaghis Geschichten. Auch so konkrete Ereignisse wie die Mondmission von Apollo 11.

Sternzeichen Regenwurm

«Der Mond gehört uns» präsentiert sich als Assemblage surrealer Fakten. Weil die Astronauten sich im All Bärte stehen lassen, ist der «lunare Schnurrbart» erfunden. Brigitte Bardot, von Zeitgenossen zu Apollo 11 befragt, antwortet: «Es ist wundervoll, aber ich persönlich würde nicht auf den Mond fliegen.» Wernher von Braun, der Raketeningenieur der Nazis, der nahtlos in die Raumfahrtprogramme der USA überwechselte, ist überzeugt, dass es im Jahr 2000 Städte und Hotels auf dem Mond geben wird.

Zwischen Himmel und Erde, dem All und den menschlichen Kreaturen ist bei Matteo Terzaghi viel Platz. Und es regnet viel in diesem Buch, das nicht ohne Grund den grossen Franzosen Francis Ponge zum Schutzherrn hat. Dessen berühmter Text über den Regen ist wie alle Texte von Ponge nicht bloss Beschreibung, sondern er schafft die Dinge noch einmal. Der Regen durchweicht die Zeilen, sein Plätschern und Klopfen ist zu hören. Das schnelle Fallen der Tropfen, die klein sein können wie Weizenkörner oder gross wie Murmeln.

Von allem Elementaren, das bei Matteo Terzaghi beschrieben ist, ist der Regen das Elementarste. Von der Erwähnung der Tatsache, dass menschliche Zivilisation für gewöhnlich nur in bere-



Wo alles in Bruchstücke zerfällt, setzt Matteo Terzaghi es wieder zu Geschichten zusammen.

neten Zonen möglich ist, geht es über einen Text zum Regenwurm hinaus in einen metaphorischen Raum des Rauschens. Man sieht nichts, und man sieht alles. In «Herrn Jauchs Logorrhö» geht es um einen Sturzbach der Wörter, vor dem der solcherart Erkrankte immerhin noch selbst warnen kann. Man soll ihn besser nicht ansprechen.

Was beim einen zu viel ist, ist beim anderen zu wenig. Der Erzähler wird von seinem Lehrer darauf hingewiesen, dass ein Schulaufsatz kein Aphorismus ist und dass diese Übung den Menschen auch ganz praktisch auf das Leben vorbereite. «Das Geheimnis des

Schulaufsatzes, aber das gilt auch allgemein für das Leben, liegt in der Abschweifung.»

Matteo Terzaghis von Barbara Sausser mit lakonischer Präzision übersetzte Skizzen sind Geschichten mit offenem Ausgang. Sie bedeuten alles, was sie nur irgendwie bedeuten könnten. Je knapper sie erzählt sind, umso mehr öffnet sich dieser Kosmos. In «Der Turmspringer» stehen zögernde Kinder auf einem zehn Meter hohen Sprungturm, während sich am Ufer des Sees ein kleines Publikum bildet. Aus diesem Publikum löst sich ein dicker Mann, durchschwimmt den See und springt dann kurzerhand

vom Brett. Ein paar Minuten bleibt er unter Wasser, dann taucht er wieder auf. Und warum das alles? Weil das schon eine Geschichte ist? «Wahrscheinlich hatte er einfach den Wunsch verspürt, seine Körpermasse der Schwerkraft anzuvertrauen», heisst es noch lapidar in Matteo Terzaghis Buch.

In einem anderen Fall ist es ein Herr Quinto, der dem Erzähler durch die sich schliessende Zugtür des Milano-Venezia-Expresses gerade noch eine Topfprimel hereinreichen kann. Sie sei für eine gewisse Dagmar. Die beiden amourös verbundenen Herrschaften sind dem Erzähler gänzlich fremd, aber er muss

jetzt auf der Fahrt diese Dagmar finden. Ein kompliziertes Unterfangen, das noch komplizierter wird, weil der Zugbegleiter überzeugt ist, dass im herrenlosen Primeltopf wohl nur eine Bombe versteckt sein kann. Die Sache klärt sich schliesslich, und in wenigen Zeilen ist eine Geschichte erzählt, die voll Action, Sex und Crime ist.

Dinge und Wörter werden neu

Die Bedeutungen sind in Terzaghis Buch immer ausserhalb des unmittelbaren Blickfelds. Man erkennt sie nicht gleich, aber man ahnt sie. So kann man auch eine Fotografie lesen, die in «Die Erde und ihr Trabant» abgedruckt ist. Sie stammt vom 17. April 1912 und zeigt eine Menschenmenge, die in den Himmel schaut. Hin-

Matteo Terzaghi zieht Linien zum eigenen Vergnügen und macht es damit zum Vergnügen des Lesers.

auf zur Sonne, die sich an diesem Tag gerade verfinstert. Zwei Tage davor ist die «Titanic» gesunken, der Erste Weltkrieg ist nicht mehr weit.

Wir sehen Umriss und Ausschnitte aus privaten Geschichten und aus der grossen Geschichte. Mit Terzaghi ist man bei den historischen Epiphanien eines W.G. Sebald und beim Zufall der Surrealisten. Bei Dada und bei Hugo Ball, den der Autor auch einmal erwähnt. Wie Francis Ponge hat Hugo Ball in Zeiten geschrieben, in denen die Wörter durch die Politik missbraucht worden waren. Die Verdrehungen der Propaganda haben ihren Sinn Fliehkräften ausgesetzt, die die Literatur erst wieder einfangen musste. Sie musste wieder einfach werden und sich auf das Elementare konzentrieren.

Matteo Terzaghi schreibt in anderen Zeiten. Er schreibt an den Umrissen der Krisen entlang. Er zieht Linien zum eigenen Vergnügen und macht es damit zum Vergnügen des Lesers. Weil dabei die Sprache und die Dinge wieder neu werden.

Matteo Terzaghi: Die Erde und ihr Trabant. Aus dem Italienischen von Barbara Sausser. Verlag Die Brotsuppe, Biel 2019. 136 S., Fr. 27.–.

Die Liebe war einmal eine Frage des Geruchs

Die romantischen Gefühle erleben gerade im Praxistest ihre Entzauberung. Botho Strauss sammelt ihre Überreste ein

ROMAN BUCHELI

Ach, die Liebe. Sie hat es nicht einfach, weil sie so einfach zu haben ist. Und weil sie so schnell mal locker zu haben ist, ist man sie auch ebenso rasch wieder los. Zu den unsympathischen Begleiterscheinungen der Daseins-Beschleunigung zählt gewiss die Hochgeschwindigkeitsliebe. Wenn früher von Liebesraserei die Rede war, dann meinte man eine etwas überhitzte Leidenschaft, die meistens auch nicht allen Beteiligten besonders bekömmlich war. Heute klingt das eher nach Blitzschach, wo die Figuren im Sekundentakt fallen, oder nach Blitzkrieg: Ein Coup de Foudre – und im nächsten Augenblick steht der Scheidungsrichter schon Gewehr bei Fuss.

Das Folgenreichste an der modernen Liebe liegt vielleicht darin, dass sie so folgenlos beendet werden kann. Das beschädigt nicht nur die beteiligten Menschen, als Kollateralschaden wird die Idee der Liebe überhaupt in Mitleidenschaft gezogen. Unverbindlichkeit heisst die Losung der Stunde, wer von Hingabe redet, zeigt nur, wie alt die Schule ist,

durch die er oder sie gegangen ist. Man kann von Botho Strauss nicht sagen, er sei ein Fortschrittsoptimist. Aber ist er darum schon ein Nostalgiker? Er sichtet zwar die Bestände, die uns zwischen den Fingern zerrinnen. Vielleicht versucht er sie auch zu bewahren. Vor allem aber benennt er sie einfach, um staunend sagen zu können: Das alles gab es einmal. Und all das geht gerade verloren.

Aussterbende Liebesarten

In Botho Strauss' Buch unter dem kuriosen Titel «zu oft umsonst gelächelt» erklärt ein alter Schriftsteller seine vielleicht letzten, jedenfalls späten literarischen Absichten in diesen Worten: «immerzu auf den Spuren ausgestorbener Liebesarten». Es wäre eine «ars amandi» oder Liebeskunst, die aus lauter Verlustanzeigen bestünde. Und tatsächlich entsteht hier ein Herbarium der seltenen Pflänzchen in Zeiten des Artensterbens. Ein etwas verschrobener Sammler trägt zusammen, was er in Erinnerungen oder Lektüren an sonderbaren Formen der Liebe vorfindet.

Zu den seltsamsten Episoden in diesem Buch gehört eine Geschichte aus dem Kaukasus, die sich an eine Figur aus einem Dokumentarfilm von Stefan Tolz anlehnt. In einem gottverlassenen Nest in den abgelegensten Bergen des Kaukasus harren ein paar Unentwegte aus, auch wenn sie winters immer eingeschneit und von der Umwelt abgeschnitten werden: weil sie nicht weggehen können oder nicht wollen (was beides dasselbe ist). Einer – Sergej heisst er bei Botho Strauss – bleibt, weil er um seine Frau trauert, an deren Tod er nicht ganz unschuldig war. «Ich werde nie vom Grab meiner Frau weggehen», sagt er. «Auch wenn alle anderen das Dorf verlassen.» Und in der Tat, er stirbt in seinem Dorf. Man nimmt ihm die Totenmaske ab, und sie trägt zum Erstaunen aller das Gesicht seiner verstorbenen Frau. «Im Anhub der Unendlichkeit war er geworden, was er im Leben am meisten geliebt hatte.»

Worüber soll man mehr staunen? Über die schütterere Geschichte einer nie erloschenen Liebe? Oder über eine fast schon vergessene, eigentlich längst aus

dem Wortschatz verschwundene Wendung, die hier zurückkehrt als Memento mori dafür, dass uns auch bald einmal die Worte fehlen werden für die ausgestorbenen Liebesarten?

Zauber der Sprache

Indessen muss man sich in Erinnerung rufen, wer in diesem Buch spricht: Es ist der alte Schriftsteller, der mit beiden Füßen in einem früheren Jahrhundert lebt und auch in jungen Jahren die Anhänglichkeit an das Überlieferte kultiviert hat. Und jedenfalls hegt er eine Vorliebe für Geschichten, in denen der Zauber der Sprache die entscheidende Rolle spielt im Liebesgeschehen. Eine geht so: Ein Mann erzählt seiner Freundin, es sei ein junger Schauspieler in sie verliebt. Diesem wiederum sagte er, seine Freundin sei in ihn verliebt. «Binnen kurzem schufen seine Worte genau die Tatsache, die sie erfunden hatten.»

Der Alte erzählt solche Geschichten mit einem derart boshafte Vergnügen, dass man sich augenblicklich fragen muss, was solche Schmonzetten mit sei-

nen aussterbenden Liebesarten zu tun haben sollen. Als bald beginnt man an seiner Ernsthaftigkeit zu zweifeln, man misstraut dem hohen Ton und bürstet nun das Elegische seiner Miniaturen gegen den Strich. In dem Mass aber, wie nun das Pathos in sich zusammensackt, wird eine andere Tonart hörbar: Ist es Komik oder Parodie?

Man verwechsle den Alten nur bloss nicht mit Botho Strauss, er ist vielmehr seine Kippfigur. Er zeigt an ihm, dass der Pathetische immer ein wenig ins Lächerliche abdriftet. Aber wer ihn, um einen Satz aus dem Buch auf diesen Alten anzuwenden, «gegen das Licht seines Verstandes hält», wird einen Schatten erkennen. Der Schatten zählt, nicht die Figur im Vordergrund. Der Pathetische ist im Grunde immer der Tragikomische, der weiss, dass er zu spät kommt. In Zeiten zum Beispiel, da die Geruchsfrage längst keine Rolle mehr spielt in der Liebe: weil wir den Geruchssinn dafür verloren haben.

Botho Strauss: zu oft umsonst gelächelt. Hanser, München 2019. 213 S., Fr. 31.90.